

Das salonfähige Tabu Über die Narrative des Scheiterns

Die neue Kultur des Scheiterns bewegt sich in überschaubaren Grenzen.

Das Sprechen und Schreiben über Scheitern hat zweifellos eine neue Qualität gewonnen. Das bis vor wenigen Jahren noch tabuisierte individuelle Scheitern ist aus der Schmuddel-Ecke der Reality-Formate in den Feuilletons angekommen. Dort also, wo das Scheitern der anderen, also der Politiker, der Literaten und prominenter Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart schon längst aus der Sicherheit der journalistischen Distanz dem Voyeurismus der anonymen Leserschaft angeboten wird. Nun bekennen sich jedoch nicht nur Journalisten, Künstler und Intellektuelle zum eigenen Scheitern, sondern die Normalität des Phänomens ist angesichts gesellschaftlicher Krisen auch immer öfter in den Debatten der Geistes- und Kulturwissenschaften gegenwärtig.

Die Beiträge in diesem Heft verdeutlichen, dass die Selbstverständlichkeit in der Wahrnehmung des Scheiterns auch zu Formen des Sprechens über Scheitern geführt hat: Sie hoffen, die geforderte Kultur des Scheiterns einzulösen, die vor allem dann gewünscht wird, wenn sich – noch nicht gescheiterte – Menschen dem Thema widmen. Der Gedanke, eine Darstellung des Scheiterns könne künftiges Scheitern verhindern – wünschenswerterweise das eigene – ist spätestens seit Paul Austers grandioser literarischer Vorlage *Hand to Mouth* ungebrochen und eine wesentliche Triebfeder für viele künstlerische und akademische Auseinandersetzungen mit diesem Problem. Denn wer, wenn nicht Künstler und Wissenschaftler, widmen sich in den Augen der Gesellschaft der Verdeutlichung und möglichen Lösung von Problemen?

Auch ich habe mich stets für eine größere Offenheit von potenziell Betroffenen gegenüber ihren Darstellungen des Scheiterns ausgesprochen. Vor etwa zehn Jahren wünschte man sich eine Kopplung von Konzepten medialer und wissenschaftlicher Öffentlichkeit, mit Hoffnungen auf ein besseres Verständnis für Bedingungen und Hintergründe individuellen und kollektiven Scheiterns. Um diese mittlerweile naiv wirkenden Wünsche geht es heute nicht mehr. Scheitern ist salonfähig geworden für Verleger, Betreuer von Doktorarbeiten, Stiftungen und viele andere, die diskursmächtig sind in der Deutung biografischer Kultur. Dass in dieser Veröffentlichung zu Ende das Absagen-Vokabular von Bewerbungen veröffentlicht wird und dieser Beitrag neben biomedizinischen Forschungser-

gebnissen sowie lyrischen Auseinandersetzungen mit den schmerzhaften Umwegen der Biografie steht, die als Scheitern gedeutet werden können, verweist auf die etablierte Breite geeigneter scheinender Narrative in der Darstellung menschlicher Entwicklungsgänge und deren Aufnahme in (populär)wissenschaftliche Kontexte. Die Berausung am eigenen und fremden Scheitern wird in unreflektierter Gestalt, täglich massenhaft in den sozialen Netzwerken und anderen Formen des Internets verbreitet. Dem setzt sich diese Ausgabe mit der gebührenden Nachdenklichkeit entgegen.

Die neue Kultur des Scheiterns, die hier kommentiert wird, bewegt sich vielfach in überschaubaren Grenzen: Immer wieder wird eine Erweiterung der Narrative gefordert, die nicht nur das Scheitern, sondern bereits die Ängste vor diesem repräsentieren sollen; immer wieder eine Kopplung des Scheiterns an wirtschaftliche Rahmenbedingungen und immer wieder die Betrachtung des Scheiterns von der Negativfolie des nicht erreichten Gegenteils.

Das Verhältnis zwischen dem gelungenen und dem gescheiterten Leben ist dabei zweifellos komplexer als die meisten Darstellungen erkennen lassen. Banal ist die Gewissheit, dass das falsche Ziel – die nicht passende biografische Entwicklung, die offensichtlich hoffnungslose Liebe, die nicht ausreichend durchgerechnete wirtschaftliche Strategie – beinahe unweigerlich zum Scheitern führt. Doch auch das auf den ersten Blick richtige Ziel – die erfolgreiche Bewerbung, die erfüllte Beziehung, der perfekt funktionierende Betrieb – kann unter bestimmten Umständen als individuelle Belastung empfunden werden, als völlige Fehlentwicklung eines Lebensentwurfs. Diese individuelle Dimension des Scheiterns, ist kaum objektiv, sondern gebunden an einen persönlichen Standpunkt.

Es kann gar nicht deutlich genug herausgestellt werden, dass es völlig subjektiv und im Verlauf eines Lebens möglicherweise auch erheblichen Schwankungen unterworfen ist, was als Scheitern wahrgenommen werden kann. Und umgekehrt ist in der Gegenwart das, was vermeintlich als Glücksversprechen für die Ewigkeit galt, geradezu ein Ausdruck des Scheiterns: Das beschauliche Leben des Otto Normalverbraucher mit allen Insignien kleinbürgerlicher Sicherheits- und

Anpassungsbemühungen, traditionelle Geschlechter- und Familienkonzepte inklusive. Wenn es also zwar schwer, aber durchaus möglich ist, sich der Kultur der dominierenden und meist medial vermittelten Narrative des Glücks zu entziehen und wirklich eigenständige Deutungen des gelungenen Lebens zu entwickeln, welche Funktion übernimmt dann das Scheitern?

Theoretisch wird es überflüssig oder sogar unmöglich. Jede ungewünschte biografische Entwicklung kann wegdefiniert werden, schlichtweg, indem man ein neues, leichter erreichbar scheinendes Ziel definiert und positiv besetzt. Letztlich basiert eine solche Haltung auf beinahe willkürlich scheinenden Maximen, die situativ genauso gut für wie gegen einen Lebensentwurf sprechen können. Was können die Maßstäbe des Scheiterns sein?

Auch wenn so vieles im Fluss ist, bleibt eines gewiss und kann als gemeinsamer Nenner der vielfältigen Spielarten des Scheiterns gesehen werden, zumindest, wenn es um den Bereich des individuellen Scheiterns geht: Das Leiden. Ohne die Wahrnehmung, dass der Status quo des Lebens auf quälende Weise nicht mehr mit Hoffnungen, Plänen, Erwartungen und anderen Projektionen in Übereinstimmung zu bringen ist, kann kaum von einem Scheitern gesprochen werden. Sicher gibt es auch Schmerz, der durch einen unglücklichen Zufall, durch höhere Gewalt hervorgerufen wird; sowie es auch ein Leiden gibt, das aus Mitleiden erwächst und die eigene Biografie sekundär streift. Auch aus einem plötzlichen Schmerz kann lang andauerndes Leiden erwachsen. Aber dem Leiden geht im Gegensatz zur Unmittelbarkeit des Schmerzes vielfach eine Reflexionsleistung voran, eine Selbstdiagnose. Man befindet sich im Widerspruch zwischen dem gewünschten und dem gelebten Leben. Hier beginnt, was die Historizität des Scheiterns verdeutlicht und es vom physikalisch wirkenden Unglück des Schmerzes unterscheidet: Der Mensch ist – zumindest theoretisch – dazu in der Lage, lebenslang seine Biografie zu evaluieren und sich ein gelungenes wie auch ein gescheitertes Leben zu attestieren – er ist sich selbst historisch.

Aus intersubjektiver und generationenüberspannender Perspektive zeigen sich Kontinuitäten und Brüche in den individuellen und kollektiven Interpretationen menschlicher Lebensentwürfe: Der neuzeitliche Mensch ist – wenigstens in der westlichen Moderne – das erste Wesen, dem das Recht auf individuelles Glück wie ein Menschenrecht zuzustehen scheint. Für uns ist es völlig normal, ausbleibendes Glück als versagte Option einzufordern. Ganze Industriezweige kümmern sich um angemessen scheinende Tröstungen

und erneuern stetig die Legitimität des Anspruchs auf Glück. Es scheint höchst unwahrscheinlich, dass in historischer Perspektive jeder Mensch auf diese Art und Weise durchs Leben gegangen ist. Noch immer zahllosen Menschen auch in Europa die Möglichkeit versagt, biografisches Glück als demokratisch freizügliche Lebensqualität zu erleben. In den Vergangenheiten des Mittelalters und der Antike dürften soziale Unterschiede ebenso wie andere individuelle und kollektive Erwartungen an ein verwirklichtes Leben das Spektrum der Formen biografischen Scheiterns nicht unbedingt reduziert haben. Möglicherweise zeigt sich die Historizität des Scheiterns besonders deutlich daran, dass es an sich bereits eine Konsequenz einer diachronen Situation ist: Scheitern verweist auf eine Unmöglichkeit, die eigene biografische Entwicklung stets passgenau mit der Entwicklung der eigenen Lebensumstände in Übereinstimmung bringen zu können. Angesichts der Komplexität der technologischen und sozio-ökonomischen Beschleunigungen sowie der Möglichkeiten zur Erweiterung biografischer Optionen spätestens seit der Jahrtausendwende die externen Anforderungen an die biografische Entwicklung den modernen Menschen vielfach zu überfordern.

Wenn die Geschichtlichkeit des Scheiterns die besondere Dramatik aktueller Phänomene unterstreicht, so können die in dieser Zeitschrift vorgestellten Narrative auch Ausblicke auf weitere wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Scheitern gestatten. Doch diese akademische Überlegung sollte nicht den Weg verstellen, sich den zum Teil wirklich schmerzhaft berührenden Biografien dieses Heftes zu öffnen. Dass Scheitern immer auch und bei aller Salonfähigkeit der Thematisierung immer noch Leiden bedeutet, ist für mich der rote Faden, der die Beiträge dieses Heftes verbindet.

Eines ist allen Spielarten des Scheiterns gemein: das Leiden.